



Leseprobe

Was macht die Kunst?

„Prinz, die Kunst geht nach Brot“, antwortet der Maler Conti in dem bürgerlichen Trauerspiel „Emilia Galotti“, das um 1771 im Wolfenbütteler Schloss entstand. „...Aber der Künstler muß auch arbeiten wollen.“ „Arbeiten? Das ist seine Lust. Nur zu viel arbeiten müssen kann ihn um den Namen Künstler bringen.“

Als er diese Sätze schrieb, saß der Dramendichter an einem der großen Fenster der Wohnung, die der Herzog ihm zur Verfügung gestellt hatte. Wenn er den Blick hob, dehnte sich vor ihm der Schlossplatz und er wünschte sich weit weg - nach Berlin, nach Dresden, nach Wien oder Hamburg, wo er vergeblich versucht hatte, sich eine Existenz als Schriftsteller aufzubauen.

Gotthold Ephraim Lessing war Hofbibliothekar in Wolfenbüttel und fühlte sich hier manchmal wie in einer Büchergruft.

Fast zweihundertvierzig Jahre später sitzt ein Schriftsteller auf einer Bank vor dem Schloss und sieht uns entgegen, einer Gruppe hoffnungsvoller Nachwuchsautoren, zum Teil schon fortgeschrittenen Alters, aber überzeugt von der eigenen Wichtigkeit und heimlich verzweifelt, dass uns noch niemand erkannt hat. Der Schriftsteller begrüßt uns wie ein Kommilitone am ersten Tag im neuen Semester. Bereits in der Eingangsrunde bekennt er, dass er zum ersten Mal als Dozent fungiere und eigentlich uns, besonders die Lehrer unter uns, für kompetenter in der Seminarleitung halte. Er selbst habe ja keinen richtigen Beruf. Später wird er eine Geschichte aus eigener Werkstatt vorlesen, die uns für Momente befreit von unseren Bemühungen, etwas Bleibendes zu schaffen oder zumindest etwas, das andere gerne lesen wollen.

Wie Kinder bewegen wir uns plötzlich durch eine faszinierend hässliche Welt, durch Marktgeschrei, Gerüche und Farben, erdrückende Nähe und unkontrollierte Wildheit, eine Welt, die zum Lachen reizt und ihn und uns zu Vertrauten macht.

Bei seiner Kritik an unseren Texten ist der Schriftsteller vorsichtig in den Formulierungen, er kommentiert aufrichtig und konstruktiv und sagt deutlich, was ihm nicht gefällt. Gelegentlich verliert er sich in Vorträgen mit halben Sätzen, bei denen das Wichtigste ungesagt bleibt. Bevor er das Objekt nennt, hat er schon mit dem nächsten Satz begonnen.

Am Abendbrottisch strahlt eine ältere Frau auf, als er sich zu uns setzt. Sie legt ihr Brot auf den Teller und nimmt jedes seiner Worte in sich auf: Sie sei allein seinetwegen hier. Sie habe alle seine Texte gelesen, in X, Y und Z seine Lesungen besucht.

Für Paul. Für Marion. Für Sandra. Herzlichst... Beim Signieren kauert der Schriftsteller hinter dem Büchertisch und hält sich mit einer Hand daran fest: Man hat vergessen, ihm einen Stuhl hinzustellen. Seine Widmungen in den Büchern, die wir kaufen, geben jedem von uns das Gefühl, ihm besonders am Herzen zu liegen. Gegen Ende der öffentlichen Lesung wird er interviewt.



Nach der Wende, und nachdem er einige Zeit in Russland gearbeitet habe, sei für ihn nichts anderes in Frage gekommen, als in Berlin zu leben. Dort habe er als Taxifahrer arbeiten wollen, bis er wieder die Möglichkeit zu einer Veröffentlichung gehabt hätte. Dann kam der Preis für sein erstes Werk.

Es wäre doch schade, sagt der Interviewer, dass dieser große und bedeutende Preis durch drei geteilt werden musste, so dass er damals nur fünfundachtzigtausend Mark bekomme habe.

„Nein“, sagt der Schriftsteller, „ich bin froh, dass er geteilt wurde, so bekam ich wenigstens auch etwas davon.“

Er erzählt, dass er mit dem neuen Reichtum nicht gut umgehen konnte, plötzlich viel Geld in den Händen hatte, von dem er und seine Familie jahrelang leben mussten. Eines Tages stand er dann mit einem leeren Portemonnaie an der Kasse von Ikea. Man hatte ihm die Vorsteuer abgezogen, sein Konto war leer.

Während unserer Tagung sind die Zeitungen voll von den „neu entdeckten“ Armen, der deutschen „Unterschicht“, irgendjemand spricht abfällig vom Volk.

Er sagt: „Wer ist das Volk? Das Volk bin ich!“ Das wird ein geflügeltes Wort im Seminar. „Wer ist das Volk? Das Volk ist der Schriftsteller!“

Am letzten Tag bringt er seine Bewunderung dafür zum Ausdruck, dass wir hier alle so brav unsere Schreibaufgaben gemacht und etwas zustande gebracht haben. Er selbst hätte das nicht gekonnt, so unter Druck. Wir lachen.

Zweieinhalb Tage lang haben wir unsere mitgebrachten Erzeugnisse anonym besprochen und zerpflückt und dabei so manchen Schlag abbekommen. Der Schriftsteller hatte unter unsere Texte eine eigene Geschichte gemischt, die wir heftig kritisierten. Wir wussten nicht, dass er sie geschrieben hatte.

Er bedankt sich dafür, dass wir ihm wichtige Lektoratstätigkeit abgenommen hätten, er habe vor, diese alte Geschichte veröffentlichen zu lassen und müsse sie noch überarbeiten. Wir betrachten ihn erstaunt. Später werden wir einander darauf hinweisen, welches Wagnis hier eingegangen wurde, wieviel Mut und Bescheidenheit der Profi gezeigt habe.

„Nichts ist so teuer wie Kritik“, sagt er, und „leider erhalte ich sie nur noch selten so unbefangen und offen.“

„Ich bin froh, dass dieser Text von dir ist“, bemerkt eine Seminarteilnehmerin.

„Warum?“

„Was du gestern vorgelesen hast, war so fantastisch, dass wir uns zurücklehnen mussten mit dem Gedanken: 'Lass sein, du schaffst es doch nie.' Aber dieser Text ist ganz normal. Er ist im Prozess.“

Der Schriftsteller schaut durch das hohe Fenster über den Schlossplatz und lächelt.